

www.e-rara.ch

**Dülons Des blinden Flötenspielers Leben und Meynungen von ihm selbst
bearbeitet**

Dulon, Friedrich Ludwig

Zürich, 1807-1808

Zentralbibliothek Zürich

Shelf Mark: 24.1113

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-24286>

Ein und zwanzigstes Kapitel. Reise von Stralsund bis Bremen. Noch ein Paar Winke für reisende
Tonkünstler.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Reise von Stralsund bis Bremen.

Noch ein Paar Winke für reisende

Tonkünstler.

Am 30. November verliessen wir Stralsund, und blieben die Nacht in einer elenden Dorfschenke, wo wir nichts welters haben konnten, als schlechtes Bier und Brod, und überdies mit einem erbärmlichen Streulager vorlieb nehmen mußten. Doch ich hätte dieses Umstandes gar nicht einmal erwähnen sollen, da es jedem, der im nördlichen Deutschland gereist ist, ohnehin bekannt seyn muß, daß hier die Wirthshäuser in den meisten Dörfern nicht besser bestellt sind. Genug wir kamen am ersten December Abends in Rostock an. Hier gab mein

Vater, wie gewöhnlich, am folgenden Tage sein Empfehlungs-Schreiben ab; hörte aber auch zugleich von jedem, daß es zu Rostock wenig Liebhaber der Kunst gäbe, daß es noch Niemand geglückt wäre, und daß man es uns gar nicht anriethe, hier etwas anzufangen; indessen könnte ich, wenn es mir sonst gefällig wäre, mich heute im gewöhnlichen Liebhaber-Concert *) hören lassen. Ich that es, und erhielt auch eine Bezahlung dafür, welche klein genug war, um uns hinlänglich von der Wahrheit dessen, was man meinem Vater gesagt hatte, zu überzeugen. Wir hüteten uns

*) Ein etablirtes Liebhaber-Concert, und keine Liebhaber der Musik! Ich wünschte, daß Herr Dülon uns dieses Räthsel aufgelöst hätte.

also wohl, hier etwas weiteres zu unternehmen, bestiegen am dritten Nachmittags den Postwagen, und langten am vierten Morgens um acht Uhr in Wismar an, wo ich am neunten ein Concert gab, welches nach Beschaffenheit dieser Stadt sehr gut ausfiel. Am elften setzten wir uns abermals auf die Post, blieben die Nacht in Daffow, und trafen am zwölften bey guter Zeit in Lübeck ein. Hier lernte ich am Abend des folgenden Tages in einem der gewöhnlichen Liebhaber-Concerte, deren es damals wöchentlich drey gab, den Anführer derselben persönlich kennen. Dieser Mann ist mir viel zu wichtig, als daß ich ihn meinen Lesern nicht namhaft machen sollte. Er hieß Bülow, und war einer der vorzüglichsten Orchestergeiger und Concertisten, die mir jemals vorgekom-

men sind. Eine liebenswürdige Bescheidenheit, welche gemeiniglich dem wahren Verdienst zur Seite steht, und eine zuvorkommende Gefälligkeit, die leider nicht immer die Tugend großer Künstler ist, machten die Hauptzüge seines Charakters aus. Er unterstützte mich bey meinen Concerten nicht nur mit seiner vortrefflichen Begleitung, sondern noch jedesmal mit einem Violin-Concerte. Leider habe ich von diesem würdigen Manne nach der Zeit nie wieder etwas vernommen. Als ich mich zwölf Jahre nachher in Lübeck befand, war er schon längst nicht mehr dort; wo er aber geblieben sey, wußte mir Niemand zu sagen.

Fast aller Orten giebt es, wo nicht mehrere, doch wenigstens Einen im Publikum, welcher von Kunsteifer, oder

Menschenliebe, oder nicht selten von beyden zugleich angetrieben wird, sich fremder Künstler anzunehmen, wofür sie in der That nicht dankbar genug seyn können. Denn ohne dies würden sie auch selbst da, wo allgemeine Liebhaberey für die Musik herrscht, schwerlich zu ihrem Zweck gelangen, zumal wenn sie den Ort zum ersten Male betreten, oder wenn ihnen nicht wenigstens ihr Ruf vorausgegangen ist. In Lübeck fanden wir, ich weiß nicht mehr ob durch Empfehlung, oder durch bloßen Zufall, einen Mann, der, von ächt patriotischem Eifer für die Kunst beseelt, sich mit Leib und Seele für uns verwendete. Ein lebhaftes Gefühl der Dankbarkeit zwingt mich, ihn hier nicht ungenannt vorbeigehen zu lassen. Es war ein Herr von

Wetchen *), also ein Edelmann; in dessen kann ich von ihm mit völliger Gewißheit behaupten, daß er auch ohne dieses Geburtsvorrecht den Namen eines edeln Mannes verdient. Ich gab hier zwey Concerte, nämlich am neunzehnten und drey und zwanzigsten, von welchen das erste am besten gerieth. Ehe ich Lübeck wieder verlasse, muß ich noch einer interessanten Bekanntschaft mit einem Künstler erwähnen, zu welcher folgender Umstand die Veranlassung gab. Der selige Karl Philipp Emanuel Bach besaß eine auserlesene Sammlung von Gemälden berühmter Tonkünstler. An jenem für mich so wichtigen Tage nun,

*) So steht dieser Name in der Handschrift geschrieben; ich zweifle aber ob er richtig ist.

an welchem die bereits erzählte Geschichte mit dem Thema in seinem Hause vorfiel, ersuchte er meinen Vater, mich doch bey Gelegenheit für die bewußte Sammlung malen zu lassen. Wie schmerzhaft mir dies seyn mußte, kann man sich leicht vorstellen. Als wir nun in Lübeck zufälliger Weise erfuhren, daß sich ein geschickter Maler daselbst aufhalte, war uns dies sehr erwünscht, und wir säumten keinen Augenblick Gebrauch von seiner Kunst zu machen. Als das Gemälde fertig war, fiel das einstimmige Urtheil aller, die es sahen, dahin aus, daß demselben nichts weiter mangle als die Sprache. Als wir nun einige Zeit darauf wieder in Hamburg waren, überreichte es mein Vater dem großen Bach, welcher eine herzliche Freude darüber hatte. Die Bildersammlung wurde

nach seinem Tode verkauft, und es
schmeichelte mir nicht wenig, als man
mir das Verzeichniß derselben vorlas,
auch meinen Namen darin zu hören.
Der erwähnte Maler war nicht nur vor-
züglich in seiner Kunst, sondern besaß
auch viele Geistesbildung, und die Gabe,
sich durch seinen Umgang beliebt und
angenehm zu machen. Sein Name ver-
dient daher immer einen Platz in meiner
Geschichte, wenn ihm gleich nicht, wie
den meisten, die darin vorkommen, das
Siegel der Unsterblichkeit aufgedrückt ist.
Er nannte sich Karstens; doch auch
von ihm habe ich weiter nichts wieder
gehört.

Am dreysßigsten setzten wir unsre Reise
weiter fort; meine Leser werden aber
wahrscheinlich zu wissen wünschen, was
uns bewegen konnte, so lange nach

geendigtem Geschäft an einem Ort zu verweilen, wo dormalen für unsern Vortheil nichts mehr zu hoffen war; ich eile daher, sie über diesen Punkt zu befriedigen.

Unter mehreren Fehlern gegen die Klugheit, welche sich mein Vater oftmals zu Schulden kommen ließ, war auch der, wenn es ihm an einem Ort besonders gut gefiel, den wesentlichen Nutzen seinen Vergnügungen aufzuopfern. Da es in meiner Geschichte noch oftmals vorkommen wird, daß wir uns mehrere Tage, auch wohl bisweilen Wochen, an Orten aufgehalten haben, wo für uns nichts mehr zu gewinnen war, so wissen meine Leser nunmehr den Grund davon, und ich kann also künftig die Sache mit Stillschweigen übergehen. Auch würde ich diesmal

nichts darüber gesagt haben, wenn ich es nicht für Pflicht hielte, reisende Musiker auf jede meiner Erfahrungen aufmerksam zu machen. Es ist nämlich höchst zweckwidrig gehandelt, in den Wintermonaten, welche eigentlich unsre Erndtmonate sind, verschwenderisch mit der Zeit umzugehen. Einen oder zwey Tage kann man unter gewissen Umständen allenfalls zugeben, aber nur ja nicht mehr. In den sechs Tagen, welche wir in Lübeck für nichts und wider nichts zubrachten, hätten wir vielleicht an einem andern Ort schon wieder ein auch wohl zwey Concerte geben können. Im Sommer hingegen verhält sich die Sache umgekehrt; da braucht man freylich mit der Zeit nicht zu geizen; im Gegentheil hat man von Glück zu sagen, wenn man auf solche Dexter trifft, wo man

gerade so viel verdient als man braucht, und wo es einem die allzu große Eheurung nicht unmöglich macht, sich recht lange zu verweilen, damit nur die Zeit, in der man doch eigentlich nicht leicht etwas erübrigen kann, ohne großen Verlust vorbegehen möge. Doch in der Folge werde ich das Sommerreisen ein wenig näher beleuchten, wozu hier eigentlich nicht der rechte Ort ist, indem ich mich im Verlauf meiner Geschichte gerade am Schluß des Jahres 1783, und also mitten im Winter befinde.

Wir kamen am besagten Tage nach Eutin. Hier giengen unsre ersten Geschäfte ziemlich schnell von Statten, indem ich mich schon am ein und dreysßigsten vor dem russischen Gesandten das selbst hören ließ, von welchem ich sechs dänische Dukaten zum Geschenk erhielt.

Am ersten Januar 1784 spielte ich bey Hofe, und bekam doppelt so viel; und ein gewisser Graf Holmer, der mich am achten hörte, zeigte sich gerade zur Hälfte so frengelig gegen mich, als der russische Gesandte. Am zehnten gab ich ein öffentliches Concert; übrigens fiel in Cutin nichts weiter vor, als daß wir gleich den Tag nach unsrer Ankunft einen Mann kennen lernten, der uns, obschon wir nicht an ihn empfohlen waren, mit aufferordentlicher Güte, und, ohne dieses Wort zu mißbrauchen, mit Freundschaft behandelte. Kein Tag vergieng, an welchem er uns nicht besucht hätte, und sein Besuch konnte uns nie anders als angenehm seyn, da er in seinem Umgang die Biederkeit und Leutseligkeit selbst war; auch lud er uns bisweilen zu sich, wo wir denn unsre Zeit größtens

theils mit Musikziren zubrachten; denn beynahе hätte ich vergessen, daß er ein großer Liebhaber der Tonkunst war, und als ein solcher die Viole de Gambe sehr gut spielte. Aber wenn von einem Mann die Rede ist, der als Mensch und als Künstler gleiche Achtung verdient, so pflege ich nicht selten diesen über jenen zu vergessen. Da ich diesen vortrefflichen Mann zu meinen intimsten Freunden zählen kann, so nenne ich ihn; es war der Justizrath Heinze; denn ich kann nicht mit Gewißheit sagen, er ist es, indem ich Eutin nach der Zeit nie wieder besucht, auch von daher keine Nachricht erhalten habe, und also nicht weiß, ob er sich noch am Leben befindet.

Am vierzehnten früh um zwey Uhr setzten wir unsern Wanderstab weiter. Wir wählten mit Fleiß diese Stunde,

um Hamburg, welches elf Meilen von Eutln entfernt ist, noch vor Thores: schluß, das heißt, vor der Dämmerung zu erreichen. Wir setzten dies auch glücklich durch, und verfügten uns, noch ehe der Abend völlig anbrach, ins Einbeckische Haus, wo wir unsern großen Gözner Bach zu finden hofften, auf dessen Wiedersehn oder Wiederhören (wie ich es eigentlich nennen muß) ich mich schon längst gefreut hatte. Aber, ach! diese Freude war eine von denjenigen gewesen, deren es hienieden nur mehr als zu viele giebt, nämlich eine vergebliche, weil der gute Bach, während der ganzen Zeit unsers Aufenthalts in Hamburg, krank war, und also weder an Gesellschaft noch an Musik Theil nehmen konnte. Dies stimmte mich sehr herab, und trug nicht wenig dazu bey, daß

mir diesmal die Zeit nicht so angenehm verstreichen konnte, als das erste Mal.

Am achtzehnten spielte ich in einem der damals vorhandenen Liebhaber-Concerte, deren ich bereits erwähnt habe; es war das Moritzische, und ich bekam nach Verhältniß ein ziemlich gutes Douceur. Am zwey und zwanzigsten besuchten wir unsern Freund Seidel in Ottenfen; dieser wackere Mann zeigte die lebhafteste Freude, uns so unverhofft wieder zu sehen, und machte sich, nach Art aller wahren Freunde, sogleich anheischig, für unsern wesentlichen Vortheil thätig zu seyn. Indessen kehrten wir am folgenden Tag nach Hamburg zurück, wo ich am ersten Februar ein Concert gab, welches, ungeachtet der Bemühung unsrer Gönner, (unter welchen sich Herr Eckhardt, der damalige

Gastwirth im Krämeramts-hause, obſchon wir nicht bey ihm abgetreten waren, am thätigſten zeigte) ſo ſchlecht ausfiel, daß die Einnahme kaum hinreichend war die Koſten zu beſtreiten. Man glaube indeſſen keineswegs, daß in dieſer kurzen Zeit die Liebhaberey für die Muſik in Hamburg ſich ſo ſehr vermindert habe; es lag vielmehr etwas ganz anders zum Grunde; um dies aber meinen Leſern und hauptſächlich den Tonkünſtlern (deren es doch ohne Zweifel unter ihnen geben wird, und die dieſer Punkt am meiſten angeht) mitzutheilen, ſehe ich mich abermals genöthigt, einen Fehler meines Vaters zu rügen, welcher darin beſtand, daß er einen Ort, wo es uns beſonders gut gegangen war, allzu bald wieder beſuchte. Dies iſt aber auf keine Weiſe rathſam, wenn es einem anders

darum zu thun ist, sich bey der Welt in immer gleichem Kredit zu erhalten. Hierzu wird schlechterdings erfordert, daß man sich so viel als möglich selten zu machen suche. Ein musikalischer Künstler, der sich oft an demselben Ort sehen läßt, wird, gesetzt auch daß er einer der vorzüglichsten seiner Zeit wäre, doch am Ende alltäglich, und läuft übers dies Gefahr, den Verdacht der Ungenügsamkeit, fast möchte ich sagen der Unverschämtheit, auf sich zu laden. Ich meines Theils halte es immer für das Zuträglichste, das Eisen zu schmiden weil es warm ist. Hat also ein Künstler durch ein Concert das Publikum für sich eingenommen, so daß er einstimmig aufgefördert wird ein zweytes zu geben, so thue er es; gesetzt auch, das erste wäre unter seiner Erwartung ausgefallen; es

wird sich immer ein enthusiastischer Freund der Kunst finden, auf dessen Unterstützung er rechnen kann, und es müßte einen entschiedenen Mangel an Liebhaberey beweisen, wenn das zweyte Concert nicht um vieles einträglicher seyn sollte als das erste. Verlangt man also dann noch ein drittes von ihm, so darf er es kühn dabey wagen, und mit seiner Willfährigkeit, durch die er sich noch überdies die Liebe des Publikums erwirbt, so lange fortfahren, bis die Einnahme wieder anfängt geringer zu werden; dann aber muß er sich auch zu nichts weiter bereden lassen, sondern sich sogleich aus dem Ort entfernen, und wenigstens so viel Jahre wegbleiben, als er Concerte daselbst gegeben hat. Hieraus läßt sich beynabe mit völliger Gewißheit schliessen, daß es uns in Hamz

Burg besser als das erste Mal gegangen wäre, wenn wir noch zwey Jahre weggeblieben wären.

Am dritten kehrten wir nach Ottenfen zurück, und erfuhren sogleich, daß die Bemühung des guten Seidels fruchtlos gewesen war. Er hatte ein Zirkular herumgehen lassen, und das Publikum in meinem Namen ersucht, sich zu einem Concert zu unterzeichnen; allein es hatten sich nur vier auf demselben unterschrieben, mithin ward aus der ganzen Sache nichts. Dies konnte man nun wohl einigermaßen einem Mangel an Liebhaberey zuschreiben; denn hier fand der vorerwähnte Fehler nicht Statt. Ein Jahr vorher war ich in Ottenfen gewesen, und hatte nur Ein Concert daselbst gegeben. Ungeachtet wir nun gleich bey unsrer Ankunft vernahmen,

Daß nichts für uns zu unternehmen sey, so wurde dennoch die schöne Zeit eben so verschleudert, als zuvor in Lübeck. Denn wir verliessen Ottensen erst am neunten Februar wieder, um uns nach Haarbürg zu begeben, wo ich am zwölften, nach Verhältniß dieser kleinen Stadt, ein recht ansehnliches Concert gab. Am vierzehnten Abends um sechs Uhr reisten wir mit der Post nach Stade, wo wir am fünfzehnten gerade zur Mittagszeit eintrafen. Daß diese letzte Reise viel Angst, Schrecken und Gefahrvolles für uns hatte; daß die Nacht finster, die Wege verschneit und die Postillions selbst zweifelhaft waren, wo sie sich befänden; daß sie sich bisweilen vom Fuhrwerk entfernten, um die verlassene Spur wieder aufzusuchen, sie endlich auch fanden, und uns zuletzt

glücklich an Ort und Stelle brachten, das alles sind für Reisende sehr alltägliche Dinge, die unter hunderten gewiß neun und neunzig aus eigener Erfahrung kennen. Einen Umstand aber, obschon er in eben diese Rubrik gehört, muß ich etwas ausführlich erzählen, und zwar aus dem nämlichen Grunde, welcher mich bewog, des Feuerlärms in Berlin zu erwähnen. Die Postillions hielten bey einer Dorfschenke an, um in derselben einen Schnaps zu nehmen. Man weiß ja wohl, wie es diese Art Leute fast aller Orten zu machen pflegt; auch würden Billigdenkende es ihnen gern zu gute erhalten, wenn sie es nur nicht zu sehr mißbrauchten. Aber da bleiben sie dann gemeiniglich eine halbe, auch wohl bisweilen eine ganze Stunde in der Kneipe, und kümmern sich wenig darum,

ob die Pferde ein Unglück anrichten oder nicht. So ganz kann man es ihnen auch nicht einmal verargen, indem es leider so viele Passagiere giebt, welche sie in dieser Gewohnheit bestärken, und statt sie davon abzuhalten, selbst Theil daran nehmen. Dies war denn auch diesmal der Fall bey meiner sämtlichen Reisegeellschaft; sie stieg gleichfalls ab und gieng ins Wirthshaus. Ich allein blieb im Postwagen, und in der zügel-freynen Gewalt der unvernünftigen Geschöpfe, welche daran gespannt waren, zurück. Diese säumten auch nicht lange von ihrer thierischen Freyheit Gebrauch zu machen, und liefen, ehe ich mich dessen versah, mit mir davon. Meinen Schrecken kann man sich leicht denken, und die Verpanzerung, worin ich steckte, war in diesem Augenblick sehr

heilsam für mich, indem sie mich abhielt einen unbesonnenen Schritt zu thun und vom Wagen herunter zu steigen, woben ich leicht hätte das Leben einbüßen, oder, was noch ärger gewesen wäre, Arm und Bein brechen können; denn die hannöberischen Postwagen sind so entsetzlich hoch, daß man sich einer Leiter bedienen muß, um hinauf zu kommen. Indessen dauerte der fürchterliche Zustand, in welchem ich schon anfang mich auf das Aergste gefaßt zu machen, nicht gar lange; die Pferde rannten gegen einen Baum, und konnten also nicht weiter. Mein Vater, der von der Wirthsstube aus das Rollen des Wagens gehört hatte, lief nun freylich was er konnte, um ihn zu erreichen; schwerlich aber würde ihm dies gelungen seyn, wenn nicht jener Baum der Retter meines

Lebens geworden wäre. So war nun diese Gefahr glücklich überstanden, und so wurden es auch nach und nach die übrigen, und wir langten endlich zu Stade an, wo uns ein wohlthätiger Schlaf für alles erlittene Ungemach reichlich schadlos hielt. Was uns übrigens in dieser Stadt begegnet ist, läßt sich in wenigen Worten zusammen fassen. Wir fanden nämlich eine gute Aufnahme, brachten viele Abende in fröhlicher Gesellschaft zu, lernten manchen braven und gescheuten Mann kennen, und wurden endlich, was uns am erfreulichsten war, überzeugt, daß man auch hier die Kunst zu schätzen wisse; denn die beyden Concerte, die ich binnen acht Tagen gab, fielen so vortheilhaft aus, als man es nur immer von einer Stadt, die bey

weltem nicht zu den ansehnlichsten in Deutschland gehört, erwarten konnte.

Ehe ich aber fortfahre, den fernern Verlauf meiner musikalischen Reisen zu erzählen, muß ich doch ein Paar Worte davon sagen, was ich mit der vorgedachten Verpanzerung meynte, was durch zugleich meinen Lesern anschaulich werden wird, wie sorgfältig man seit meiner frühesten Kindheit gewesen ist, mich vor der Kälte zu verwahren, oder richtiger zu reden, wie wenig man dafür gesorgt hat, mich frühzeitig gegen Hitze und Frost abzuhärten. Denn wie nachtheilig eine solche Verzärtelung dem Menschen auf sein ganzes Leben ist, davon bin ich ein lebendiges Beyspiel, indem wohl schwerlich irgend Einer auf dem ganzen Erdenrunde vorhanden ist, der weniger Kälte aushalten kann als

ich. Wenn es Andern noch ganz gelinde vorkommt, so zittere ich schon vor Frost an allen Gliedern, und in eingeheizten Stuben, wo Andere Thür und Fenster aufsperrn, kann ich ohne weiteres Bedenken dicht beym Ofen sitzen, zumal wenn ich den ganzen Tag über gereist bin. Daß dies aber nicht leicht anders möglich seyn könne, werden meine Leser sogleich einsehen, wenn ich ihnen das Wesentlichste meiner ehemaligen Winterkleidung beschrieben haben werde, welches denn folgendermaßen beschaffen war: Ueber dem Hemde trug ich ein Brusttuch von Mollton mit Ermeln, hierauf folgte ein feines Oberhemd, alsdann eine Weste von Manschester oder anderm dicken Zeuge, und endlich der Rock, welcher gleichfalls sehr für den Winter eingerichtet war. So trug ich mich für

beständig im Hause; beim Ausgehen aber zog man mir über all dies noch einen dicken Ueberrock an, und wenn ich mich nun gar auf Reisen befand, wurde diese ganze Maschine (denn anders kann man doch wohl einen sechs- fach umhüllten Fleischklumpen nicht nennen) noch in einen Mantel gewickelt, der so weit war, daß vier bis fünf Personen vollkommen Raum darin gehabt hätten. Ueberdies war derselbe noch mit einer Kappe versehen, welche dem mit einer Perücke und einem Hut bedeckten Kopf, an dessen Vordertheil sich noch ein grüner Schirm befand, gleichsam zur Wohnung diente. Die Füße, an denen ich nicht selten Pelzstiefel trug, logirten in einem großen Fußsack, der mit einer Litze an besagtem Mantel fest geknüpft wurde; welches nun freylich

äußerst gefährlich für mich gewesen wäre, wenn ich das Unglück gehabt hätte, umgeworfen zu werden. Ich hatte also doch wohl nicht unrecht, diesen postpactmäßigen Anzug eine Verpanzerung zu nennen. Als aber in der Folge meine Begleiterin — welche noch immer die treue Gefährtin meines Lebens ist, und es auch wohl hoffentlich bleiben wird, bis für den zurückbleibenden Theil die schlimmste, aber für den abscheidenden die wohlthätigste der Parzen uns trennen wird — als, sage ich, diese sich zu uns gesellte, bekam die Sache eine ganz andre Gestalt. Sie sah das Unzweckmäßige dieses Verfahrens ein, nannte es mit seinem rechten Namen, und eiferte so lange dagegen, bis nach und nach alles Ueberflüssige verschwunden war; das Brusttuch ausgenommen, welches ich noch immer

trage; doch sind keine Ermel mehr daran, auch ist es nicht von Molton, sondern von Wolle leicht und elastisch gestrickt. Indessen fiel ich bald aus einer Thorheit in die andre; denn kaum war die Perücke nicht mehr vorhanden, so bediente ich mich an ihrer Statt einer Schlafmütze, die ich, wenn ich früh Morgens auf Reisen gieng, es mochte nun Sommer oder Winter seyn, sorgfältig über die Ohren zog, und dann erst noch den Hut so tief darauf pspopfte, als immer möglich war. Dies thue ich nun zwar bisweilen noch, aber doch nur, wenn ein hoher Grad von Kälte es nothwendig zu machen scheint; ausserdem aber bin ich durch einen Reisegefährten auf dem Postwagen plötzlich von dieser Thorheit geheilt worden. Sollte dieser Ehrenmann, den ich übrigens gar nicht

kenne, sich nach sechszehn seitdem verfloffenen Jahren noch am Leben befinden und falls ihm diese meine Geschichte in die Hände fiele, sich des folgenden Vorfalls noch erinnern, so empfangen er hiemit öffentlich meinen verbindlichsten Dank.

Man unterhielt sich nämlich, wie dies bey muntern Reisenden immer der Fall ist, über allerley Gegenstände, und kam zuletzt auch auf die Erziehung zu sprechen, und alle wurden bald einig, der jetzigen vor der ehemaligen den Vorzug einzuräumen. Unstreitig, versetzte mein besagter Arzt — so darf ich ihn ja wohl mit Recht nennen, denn Thorheit ist unstreitig eine Krankheit, und eine wohl angebrachte Satyre die beste Arznei das für — unstreitig, sagte er, ist man in dieser Hinsicht jetzt viel weiter, als man

es noch vor achtzehn Jahren war. Man gewöhnt die Kinder weit mehr an körperliche Abhärtung, als es damals geschah. Denn man gebe nur ein wenig genau Acht, und man wird selten einen Jüngling von diesem Alter zu sehen bekommen, der, wenn ein kleines Lüftchen weht, nicht eine Mütze unter dem Hut hätte. Von diesem Tage an hat mich, auffer dem erwähnten Falle, Niemand mehr mit einem doppelten Hauptfutteral gesehen. Der grüne Schirm, dessen ich vorhin gedachte, war ein Einfall meines Vaters. Er hatte dabey die Absicht, meinem ersten Anblick das Widrige und Abschreckende zu benehmen, welches, wie er glaubte, darin lag. Ich bin aber vollkommen überzeugt, daß er dadurch seinen Zweck eher verfehlt als befördert hat; denn zur Zeit, da ich diesen Schirm

noch trug, hörte ich gar oft, daß Damen meinetwegen ohnmächtig geworden wären, und allerdings mußte bey sehr empfindsamen Seelen ein solches Wahrzeichen der Blindheit, noch mehr als sie selbst, das Mitleid rege machen; denn seitdem ich den sichtbaren Schirm, der mir überdies noch in fröhlichen Stunden den mir noch vergönnten geringen Antheil an dem äuffern Licht entzog, weggeworfen habe, und mich an dem unsichtbaren des guten Gewissens, der mir so oft in trüben Augenblicken tausend innere Lichter der wonnevollen Ahndung einer glücklichen Zukunft disseits und einer seligen jenseits angezündet hat, allein begnüge, habe ich, dem Himmel sey Dank! nie wieder von Ohnmachten etwas vernommen, welche ich veranlaßt haben sollte. Indessen gebrauche

ich, wenn ich vor dem Publikum stehe, die Vorsicht, meine Augen sorgfältig zu verschliessen; was auch jedem anzurathen ist, bey dem die Natur dies nicht selbst schon gethan hat, weil das offene Auge eines Blinden in gewissen Fällen, die ich wohl nicht näher zu bezeichnen brauche, leicht großes Unheil anrichten kann. Doch ich lese so eben in euren Herzen, ihr Edeln, die ihr immer bereit seyd, an allem Theil zu nehmen, was die leidende Menschheit angeht, und für leidend haltet ihr ja auch den Zustand eines Blinden. Er ist es in der That, wie jeder andere, bey welchem man Trostgründe nöthig hat, um ihn erträglich zu machen. Euer edles Mitgefühl wird rege; es geht euch nahe, daß ich gerade in jenen Augenblicken, in welchen mein ganzes Bestreben dahin geht,

euch Vergnügen zu machen, mich desjenigen berauben muß, was mir der Lichtschimmer gewährt. Habt indessen Dank für diese gütige Theilnahme, von welcher mich die vielen Beweise, daß wenn gleich die Menschen böse sind, doch der Mensch gut ist, schon im voraus hinlänglich überzeugen, und seyd übrigens deswegen unbesorgt; denn auch mit verschlossenen Augen kann ich unterscheiden, ob es hell oder finster ist; überdies kann man ja auch ein Fenster ein wenig lüften, ohne es deswegen gleich sperrangelweit aufzureißen. Was hindert mich nun, es mit den Augen eben so zu machen?

Doch es ist Zeit, wieder zu meiner Geschichte zurückzukehren. Wir reisten also am zweyten März Abends von Stade ab, fuhren die ganze Nacht und

den folgenden Tag hindurch, und kamen, als es schon längst wieder finster geworden war, in Bremen an. Hier machten wir bald die Bekanntschaft der beyden Hauptpersonen unter den hiesigen Tonkünstlern, nämlich des Musikdirectors Horst und des Concert-Meisters Frese; auch lernten wir noch einen Mann kennen, der, obschon nicht Musiker von Profession, doch gleichsam das Orakel der Bremer Musik-Liebhaber war. Wenn reisende Künstler das Glück hatten sich in seine Gunst zu setzen, so waren sie geborgen; denn er nahm alsdann die ganze Sache über sich, so daß sie sich um nichts weiter zu bekümmern brauchten. Wer ihn aber zum Feinde hatte, der konnte sicher darauf rechnen, daß in Bremen für ihn nichts weiter zu machen war; denn, wie gesagt, was

er wollte, mußte geschehen, wovon ich im dritten Theil meiner Geschichte, wo ich Bremen nochmals berühre, ein auffallendes Beyspiel erzählen werde. Dieser Mann ist also merkwürdig genug, um ihn meinen Lesern zu nennen; er heißt Martins, und hat übrigens den Ruf eines außerordentlich geschickten Mannes in seiner Profession, oder in seiner Kunst, wenn man will, denn er ist ein Uhrenmacher.

Was nun mein erstes Concert anbelangt, so konnte ich dasselbe erst am drey und zwanzigsten geben; denn den neunten und sechzehnten hatten schon andre reisende Tonkünstler in Beschlag genommen, welche eher in Bremen angekommen waren als ich. Nun gab es zwar zur Zeit nur Ein wöchentliches Liebhaber-Concert, und ausserdem keine

Winterlustbarkeit; es wären also in der Zwischenzeit noch Tage genug für mich offen gewesen, welches man meinem Vater auch zu verstehen gab; dieser aber hielt es für unedel, das Publikum eher von meinem Concert zu benachrichtigen, als bis jene, denen der Billigkeit gemäß die frühere Erscheinung ein näheres Recht gab, ihr Geschäft vollendet hatten, indem er glaubte, daß eine solche Zwischenankündigung ihnen auf jeden Fall Schaden zufügen würde. Ueberhaupt muß ich es meinem Vater zum Ruhme nachsagen, daß er viel zu rechtschaffen dachte, um sich irgend eine niedere Kasse zu erlauben; denn diesen Namen verdient es doch wohl mit Recht, wenn Kunstgenossen, welche zufälliger Weise an einem Ort zusammen treffen, einander ins Gehege kommen, und sich zu

bevortheilen suchen. O! wäre erst der glückliche Zeitpunkt vorhanden, in welchem unsre ganze Verbrüderung, einer für alle und alle für einen, sagen könnten: es giebt keine Dissonanzen mehr unter uns, und sollte ja bisweilen eine Statt finden, (welches, so lange wir noch Menschen und keine Engel sind, wohl nicht anders möglich ist) so folgt ihr doch die richtige Auflösung immer auf dem Fuße nach. O! wie gern würde man alsdann jedem das Lob ertheilen, welches dem Manne von wahren Verdienst gewiß das liebste ist: ich schätze den Künstler, aber noch weit höher achte ich den Menschen in dir. Doch, ach! bis dahin wird wohl noch manches Lomberchen gemacht werden, in welchem die Spieler ausrufen: ich passe.

Das erste Concert, welches ich in Bremen gab, übertraf alle meine Erwartung; das zweyte hingegen gerieth nicht zur Hälfte so gut als jenes. Was uns noch übrigens hier begegnet ist, besteht kürzlich darin, daß der Concert-Meister Frese, welchem ich hier das gebührende Lob eines sehr braven Flötenspielers ertheilen muß, sich's recht angelegen seyn ließ, uns mit Freundschaft zu überhäufen. In seinem Hause brachten wir manchen frohen geselligen Abend zu. Außerdem ereignete sich für mich noch etwas, wodurch ich auf meinen nachmaligen Reisen gar oft eine Art von Aufsehen erregt habe. Es logirte nämlich mit uns in demselben Gasthose ein englischer Major, Namens Savage, welchen wir auch nach der Zeit in London wieder antrafen. Ich würde seiner

gar nicht erwähnt haben, wenn er nicht zu dem erwähnten Umstand die Veranlassung gewesen wäre. Mein Vater spielte nämlich bisweilen Abends Piquet mit ihm; ich hörte zu; und da ich von Kindesbeinen an ein Freund alles dessen gewesen bin, was zur Rechenkunst gehört, so fand ich bald Geschmack daran. Ich ward aufmerksam, begriff durch bloßes Anhören verschiedenes von selbst, und ließ mir das, woraus ich nicht klug werden konnte, von meinem Vater erklären. Nun war es mir aber nicht genug, den müßigen Zuschauer oder Zuhörer abzugeben; ich wollte selbst Theil an der Sache nehmen. Ich ersann mir also zu diesem Behuf eine Kartenzzeichnung und lernte nun nach und nach ein Spiel, worin ich es, nach dem gütigen Aus-

spruch vieler, welche die Sache zufälliger Weise erfuhren, und sie dennoch schlechterdings nicht eher für möglich hielten, bis sie der Augenschein von der Wahrheit überführte, wirklich zu einem gewissen Grad gebracht haben soll. Ich bekam nach der Zeit noch von verschiedenen andern Kommerßspielen Kunde; allein sie waren mir theils zu einfach, theils zu schwer, und ich kehrte immer wieder zum Piquet zurück, welches mir das meiste Vergnügen gewährt hat. In dessen habe ich nie um Geld gespielt; denn davon kann es wohl keinen abgesagtern Feind geben, als ich es bin. Ueberhaupt finde ich, seitdem mein Geist an Beschäftigungen edlerer Art gewöhnt ist, wohin hauptsächlich die Lektüre gehört, kein sonderliches Vergnügen mehr am Kartenspiel, und bequeme mich

immer nur dann dazu, wenn ich aufgefordert werde.

Am neunten April reisten wir nach Oldenburg, wo der damalige Erbprinz und nunmehrige Herzog dieses Namens seine Residenz hatte, und zur Zeit des Winters noch hat. Hier gab ich am zwölften ein Concert, welches dieser liebevolle Fürst mit seiner hohen Gegenwart beehrte, und sich von allen Prinzen, die mich hörten und keine regierende Landesherren waren (mit Ausnahme Friedrich Wilhelms des II.), am freigebigsten gegen mich bezeugte; denn er machte mir ein Geschenk von fünf Louisd'or. Im zweyten Concert, welches ich am siebenzehnten gab, war er nicht zugegen; auch fiel dies überhaupt nur sehr schlecht aus. Am neunzehnten kehrten wir wieder nach Bremen zurück.

Hier fanden wir abermals einen fremden Tonkünstler, welcher bereits ein Concert angekündigt, und es auf den drey und zwanzigsten festgesetzt hatte. Das meiste konnte also erst am sieben und zwanzigsten zu Stande kommen. Dies war aber das schlechteste, das ich jemals in Bremen gegeben habe. Der Grund davon wird leicht einzusehen seyn, wenn man sich dessen noch erinnert, was ich über mein letztes Concert in Hamburg gesagt habe. Der erwähnte Tonkünstler war ein sehr braver Sänger, ein Italiener, Namens Mussini. Wir machten bald nähere Bekanntschaft mit ihm; und da es sich zufälliger Weise traf, daß unser beyderseitiges Augenmerk zunächst auf Hannover gerichtet war, so wurden wir einig, diese Reise in Gesells-

schaft zu machen, und ein gemeinschaftliches Concert daselbst zu geben.

Bevor ich aber meinen Weg weiter verfolge, muß ich einen Umstand nachholen, welchen ich gehörigen Orts mitzutheilen vergessen habe. Als ich nämlich mein erstes Concert in Bremen gegeben hatte, verfertigte ich ein Solo, womit ich mich im zweyten hören zu lassen gedachte. Ich brachte dies auch wirklich zu Stande, und es fand allgemeinen Beyfall. Die Kenner waren so gütig, ihm das Lob einer guten Bearbeitung beizulegen. Was aber mein eigenes Urtheil darüber betrifft, so trägt es zwar noch größtentheils die Spuren des alten Geschmacks an sich; indessen ist es doch bey weitem besser gerathen als die beyden vorhergehenden, deren ich bereits erwähnt habe. Denn erstlich

enthält es nicht so viel grobe Plünderungen; zweytens hat es bey weitem nicht den schwerfälligen, stolpernden Gang, und endlich, was ihm einigermaßen ein neues Gewand giebt, so ist es mit einem Rondo ausgestattet. Dies Urtheil erstreckt sich auf das halbe Duzend, welches ich (die beyden vorigen nicht mit gerechnet) überhaupt gemacht habe; nur muß ich noch hinzufügen, daß sich die drey letzten in Hinsicht auf Neuheit und Eigenthümlichkeit sehr vortheilhaft vor den drey ersten auszeichnen. Da ich nicht Willens bin, die Geduld meiner Leser durch öftere Erwähnung dieser Nachwerke zu ermüden, und da es ihnen auch gewiß sehr gleichgültig seyn wird, wo und wenn die übrigen entstanden sind, so sage ich hier nur noch kürzlich, daß sie nicht unmittelbar

auf einander folgten, sondern bisweilen mehrere Jahre vergiengen, ehe der Dämon des Componirens bey mir ansprach. Das letzte vollendete ich im Sommer 1789 zu Tübingen, von wo aus mein Vater die ganze Sammlung dem Fürsten von Fürstenberg zuschickte, wofür wir ein Gegengeschenk von sechs Carolinen erhielten.

Ich fahre nun in meiner Reisegeschichte fort. Wir giengen mit dem bewußten Sängler am dreyßigsten von Bremen ab, blieben die Nacht zu Campen, einem hannöberischen Dorfe, und trafen am ersten May in der großen und prächtigen Hauptstadt dieses deutschen Kurfürstenthums eines undeutschen Kurfürsten ein. Hier gaben wir am achten ein Concert, welches so vortheilhaft ausfiel, daß, obschon die Einnahme getheilt

werden mußte, dennoch für jeden ein nicht ganz unbedeutender Ueberschuß blieb. Indessen waren auch die Unkosten nicht so groß, als sie es gewesen wären, wenn wir nicht das Glück gehabt hätten, das Hoforchester zur Begleitung zu bekommen, welches natürlicher Weise keine Bezahlung nahm. Nicht immer aber wird reisenden Tonkünstlern dieses Glück zu Theil; ich selbst habe bey den meisten Concerten, so ich in Hannover gegeben habe, mich der Hoboisten bedienen müssen. Diese werden nun freylich bezahlt; auch sind sie, wie sich von selbst versteht, keine Meister von so vorzüglicher Gattung als die Hofmusiker; indessen kann ich ihnen doch das gebührende Lob nicht versagen, daß sie ein recht brauchbares Orchester formiren. Da mein Vater nun einsah, wie thöricht

wir handeln würden, wenn wir länger fortführen gemeinschaftlich mit einem Andern zu agiren, weil daraus für beyde Theile nur Schaden erwachsen konnte, so trennten wir uns hier wieder von unserm Reise- und Kunstgefährten. In dessen glaube man nicht, daß (wie dies bey Leuten, welche eine ernsthafte Verbindung mit einander eingehen, leider nur mehr als zu oft der Fall ist) Mißhelligkeiten unter uns vorgefallen; im Gegentheil schieden wir als die besten Freunde von einander; und da Herr Mussini in meiner Geschichte keine Hauptrolle weiter spielen wird, so sage ich nur noch so viel, daß ich ihn Anno 1786 in Amsterdam wieder antraf, seit dieser Zeit aber nichts mehr von ihm vernommen habe.
